Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 10

Artikel: Jedem Schweizer gehören zwei
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667251

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jedem Schweizer gehören zwei

Das ist eine einfache Rechnung: Auf den rund 6000 Kilometern Bundesbahngeleisen liegen in Abständen von etwa 70 Zentimetern insgesamt ungefähr acht und eine halbe Million Schwellen. Da die Bundesbahnen Eigentum der Volksgemeinschaft sind, die etwa 4 250 000 „Seelen" umfaßt, wie der Statistiker sagt, so gehören also jedem Schweizer zwei jener mächtigen Balken, auf denen die Schienen fest und sicher im Schotterbett verankert liegen. Wie lange liegen sie schon dort und wie lange bleiben sie noch? Wie sieht so ein Ding denn überhaupt aus? Wollen Sie sich nicht eingehender für Ihr Eigentum interessieren?

Ihre Schwellen liegen vielleicht hoch oben in einem Kehrtunnel des Gotthards, oder am lachenden Genfersee, auf der Brücke über dem Lago di Lugano oder unter der Zahnstange der Brünigbahn, im Herzen des Landes oder an der Grenze im Anschluß an die vor wenigen Tagen wieder eröffnete Strecke zwischen Verrières und Pontarlier. Vielleicht aber sind sie gerade vor Ihrem Hause, und Sie wissen es nicht, denn unsere Rechnung dürfen Sie nicht wörtlich auffassen.

Wenn Ihre Schwellen aus Eisen sind, so ruhen sie vielleicht schon seit 15 oder mehr Jahren im harten, kantigen Schotter und müssen noch einmal so lange oder noch länger die Schienen festhalten und den Druck der Züge leiden. Liegt das Schwellenpaar aber in einem Tunnel, dann ist es aus Holz, weil Stahlschwellen in den Tunneln zu stark dem Rost unterworfen sind. Holzschwellen halten nicht so viel aus, begreiflich, sie sind eben nicht aus „Eisen". Früher kommt für sie der Tag der Ablösung, bei Tannenholz schon nach 12 oder 15 Dienstjahren, bei Hartholz viel später. Seitdem der Krieg zur weisen Einteilung des Materials zwang, werden nur noch Holzschwellen verlegt, und jährlich liefert der Schweizer Wald mehr als 100 000 dieser zweieinhalb Meter langen Balken. Große Waldkorporationen, kleine Bauern, kantonale und städtische Forste teilen sich in diese Lieferung, um die sich jeder bewerben kann, der die öffentlichen Ausschreibungen liest und geeignetes Holz feil hat. Eichenholz kann ohne Imprägnierung verlegt werden, wenne es seine Zeit zum Austrocknen gehabt hat, was gewöhnlich vom Winter bis zum Spätherbst dauert. Buchen- und Weichholzschwellen werden durch eine sorgfältige Imprägnierung mit Teeröl oder andern Mitteln gegen Fäulnis widerstandsfähiger gemacht, was in besondern Imprägnierungsanstalten an verschiedenen Orten der Schweiz geschieht. Dann erst wandern die gründlich vorbereiteten Schwellen auf die verschiedenen Verwendungsstellen des über die ganze Schweiz verteilten Schweizerischen Bundesbahn-Netzes.

Wenn die Schwelle ihren Dienst antritt, wird sie nicht etwa bloß in einen Graben in Schotter gelegt. Da gilt es ganz genau zu arbeiten und die Schienen auf Millimeter-Exaktheit zu befestigen, damit der schnellste Leichttriebwagen nur so darüber hinhuschen kann, ohne durch ungleichmäßige Spur oder flüchtige Befestigung der Schiene gefährdet werden. Die Schienenstöße, die Stellen,

Phot. G. Tièche, Olten

Mit den großen Zangen schafft es sich leichter

wo zwei Schienen aufeinanderstoßen, müssen exakt einreguliert sein, damit der lästige Schienenschlag so weich als nur möglich wird. Aus dem gleichen Grunde werden die Schienen durch Zusammenschweißen bis auf 36 Zentimeter verlängert. Je weniger Schienenstöße, um so weniger Schläge, um so angenehmeres und sicheres Reisen. Liegt die Schwelle einmal, dann wird sie erst noch mit Schotter so lange unterlegt, „Geleisestopfen" oder „Grampen" nennt man diese Arbeit, bis das Gleis genau so liegt, wie es der Bauplan vorschreibt: beide Schienen auf gleicher Höhe auf den geraden Strecken, die äußere Schiene mehr oder weniger überhöht in den Kurven, damit der Zug nicht durch die Schwungkraft aus der Spur geschleudert werden kann. Besondere Fixpunkte auf der Strecke dienen immer wieder als Grundlage für die Nachmessungen und Korrekturen, die von Zeit zu Zeit vorgenommen werden müssen. Ein besonderer Dienstzweig befaßt sich mit dem Strecken-Unterhalt. Er hat eine doppelt wichtige Aufgabe zu erfüllen, seitdem die Material-Schwierigkeiten zu sorgfältigster Ausnützung des Vorhandenen zwingen. Er hegt und pflegt auch Ihre beiden Schwellen, die einen notwendigen Beitrag für die große Betriebssicherheit der Schweizerischen Bundesbahnen bilden.

CARABLANCA

Stimmungsbild aus Chile

Von Ina Jens

Weit hinten in den Bergen stand einsam und allein ein kleines Haus. Darin wohnten der alte Felipe, seine Frau und ein erwachsener Sohn, der Luis. Außer dieser notdürftigen Behausung besaßen sie noch ein wenig Wiesen- und Ackerland, einen Kohlenmeiler, zehn Esel und ein Maultier.

Ringsum waren die Hügel und Hänge reich an Sträuchern, die gesuchtes Brennholz und gute Kohlen lieferten. Darum hackten sie fleißig und ließen auch den Meiler ordentlich rauchen.

Die zerschnittenen Holzstücke schnürten sie in Bündel, und mit der Kohle füllten sie Säcke. Sobald sie davon genügend beisammen hatten, wurden die Tiere zusammengetrieben und beladen. Dann ging es ins Tal hinunter, wo sie die Vorräte verkauften.

Eine solche Reise dauerte oft einen ganzen Tag lang und war recht beschwerlich, denn sie mußten wegen eines Flusses einen weiten und mühsamen Umweg bis zu einer Brücke machen. Jenseits der Brücke führte der Weg an einer kleinen Schenke vorbei, welche dem Pedro Neira gehörte, bei dem sie immer einkehrten.

In dem Jahr, als sich diese kleine Geschichte zutrug, hatten sich, um den Weg in die Stadt abzukürzen, ein paar Männer aus der Wildnis zusammengetan und genau dort, wo die Schenke stand, eine Hängebrücke über den Fluß gebaut.

Sie führte von der Ebene in ziemlicher Steigung auf den jenseitigen Felsen, war schmal und wohl an die sechzig Meter lang. Bambusstäbe, Schlingpflanzen, Draht und Stricke waren mit Geschicklichkeit fest und unzerreißbar verbunden, und das Beschreiten dieser Brücke bot keine Gefahr. Unter der Brücke rauschte der breite, tiefe Fluß. Weiter abwärts bekam er Gefälle, und große Felsblöcke hemmten seinen freien Lauf.

Es war im Mai kurz vor Eintritt der Regenzeit. Beim Felipe in den Bergen wurden die Eselchen beladen. Still und regungslos standen sie auf dem kleinen Platz vor dem Haus. Von ihrem Körper war nicht viel mehr zu sehen als der Kopf, die vier Beine und der Schwanz. Alles übrige verschwand unter den Holzbündeln und Kohlensäcken.

Ein wenig abseits von ihnen stand das Maultier. Es unterschied sich von den Eseln nicht nur durch die gewöhnlichen Merkmale seiner Art, sondern auch weil es seltsamerweise ein ganz helles Gesicht hatte. Wegen dieser Eigentümlichkeit nannten sie es „Carablanca" (Weißgesicht).

Die Carablanca zeichnete sich aber noch durch etwas viel Interessanteres aus, nämlich sie war die Mutter eines niedlichen, dunkelbraunen Maultierchens.

Ob sie nun wie eine solche ihr Junges liebte,